

Lippen eine bläuliche Färbung annahmen, die sich auch mit rosa Lippenstift nicht mehr überdecken ließ, ganz gleich, wie viel ich auftrug.

Wie die meisten Leute Anfang dreißig hatte ich mich noch nie groß mit meiner eigenen Sterblichkeit auseinandergesetzt, bis vor anderthalb Jahren ein Virus mein Leben auf den Kopf gestellt hatte. Es verfolgte seine ganz eigenen Ziele, und dadurch wurde mein sorgfältig ausgeklügelter Fünfjahresplan von meinem eigenen Körper über den Haufen geworfen.

Meine Familie hat mich schon immer für dickköpfig gehalten, womit sie wahrscheinlich recht hatte, denn ich missachtete monatelang stillschweigend den Rat der Ärzte, dass es an der Zeit war, mit der Arbeit aufzuhören. Es brauchte ein Kind, das auf dem Schulhof hinfiel, sich blutige Knie und ein verstauchtes Handgelenk holte und das ich nicht hochheben konnte, bis ich es endlich einsah. Die, die am meisten darunter litten, dass ich meine Grenzen nicht wahrhaben wollte, waren zugleich diejenigen, die mir am wichtigsten waren: die Kinder.

»Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.« Mit perfektem Timing kam ich in genau dem Moment zum Ende, als die Schulglocke läutete.

Wenn es für Sechsjährige an der Zeit ist, nach Hause zu gehen, erinnert das meist an eine Mischung aus Gefängnisausbruch und Winterschlussverkauf. Aber überraschenderweise stürmte heute niemand wie verrückt zur Tür. Stattdessen stellten sie sich ordentlich in einer Reihe auf – etwas, wozu ich sie sonst nie hatte bewegen können. Jedes einzelne Kind in meiner Klasse wartete geduldig, bis es dran war, mich zum Abschied zu umarmen. Kein Arbeitszeugnis hätte mir mehr bedeuten können. Wenn das tatsächlich mein letzter Augenblick als Grundschullehrerin war, dann war dies ein wundervolles Abschiedsgeschenk.

Mit den Stiefeln hatte es angefangen. Sie waren neu, unglaublich stylish, aus butterweichem, karamellfarbenem Leder und passten wie angegossen. Immer wenn ich den Reißverschluss hochzog, vergaß ich praktischerweise den horrenden Preis, den ich dafür bezahlt hatte. Sie gaben mir ein gutes Gefühl. Trotz der eher flachen Absätze waren sie schick und bestens geeignet für die Arbeit.

Doch als ich sie eines Morgens anzog, schien der Reißverschluss plötzlich zu klemmen. Ich erinnere mich noch, wie ich mit gerunzelter Stirn versuchte, ihn Stück für Stück hochzuziehen. Angesichts des hohen Preises der Stiefel sollte er doch wesentlich

länger halten als nur zwei Wochen. Nachdem ich es schließlich geschafft hatte, einen zu schließen, erging es mir mit dem zweiten ähnlich. Ich vergaß das Ganze – zumindest für die nächsten zehn Stunden.

Als ich am späten Nachmittag von der Arbeit nach Hause kam, sank ich gegen die Eingangstür, die ich hinter mir geschlossen hatte, und wurde wieder mal von einem Hustenanfall geschüttelt. Im Flurspiegel erhaschte ich einen Blick auf mein Gesicht. Ich sah schrecklich aus und klang noch schlimmer. Wie jemand, der jahrzehntlang den Warnhinweis auf der Zigarettenschachtel ignoriert hat – dabei hatte ich noch nie in meinem Leben geraucht.

Es war wenig überraschend, dass ich mir etwas eingefangen hatte, und normalerweise war es für mein Immunsystem kein Problem, mit den Infekten fertigzuwerden, die kleine Kinder so gern mit unbewusster Großzügigkeit weitergaben. Doch diesen Husten wurde ich einfach nicht los. Die Rippen taten mir weh, und ich fand kaum noch Schlaf. Flach zu liegen machte es noch schlimmer, aber selbst mit den Kissen von Toms nun unbenutzter Bettseite fand ich keine Ruhe.

Jetzt wollte ich nur noch in meine Jogginghose schlüpfen und mich aufs Sofa werfen. Die Treppe hinaufzusteigen war wie einen Berg zu erklimmen, und obwohl es nur um dreizehn Stufen ging, musste ich auf halbem Weg stehen bleiben, um meiner Lunge eine Pause zu gönnen.

Ich stieg aus meinem Kleid und ließ es auf dem Schlafzimmerteppich liegen, weil mir die Kraft fehlte, es zum Wäschekorb zu bringen. Tom wäre von der Unordnung nicht begeistert gewesen, aber seit einem halben Jahr bereitete mir das kein Kopfzerbrechen mehr.

Ich setzte mich aufs Bett und beugte mich vor, um die Stiefel zu öffnen. Der Reißverschluss gab keinen Millimeter nach. So schlecht er sich heute Morgen hatte schließen lassen, so schwer ließ er sich nun öffnen. Nach fünf Minuten hartnäckigem Zerren war er nicht einmal halb unten. Die Anstrengung verschlimmerte den Husten noch, und als ich mich schließlich wieder aufrichtete, war meine Stirn von einem feinen Schweißfilm bedeckt.

Ich zog so fest, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn die Stiefel kaputtgegangen wären. Als ich es schließlich geschafft hatte, sie auszuziehen, bewegte ich die Füße, streckte die Beine aus und nahm sie genauer in Augenschein. Nach der ganzen Zerrerei sahen meine Knöchel irgendwie dick und geschwollen aus. »Tut mir leid«, entschuldigte

ich mich bei meinen aufgeschwemmt aussehenden Extremitäten, »morgen trage ich was Bequemeres.«

So fing alles an.

Am nächsten Morgen waren die Knöchel kaum abgeschwollen, und nach der Husterei der letzten Nacht spürte ich beim Einatmen einen Druck auf der Brust. Dem Internet (das ich zu mitternächtlicher Stunde konsultiert hatte, weil an Schlaf nicht zu denken war) entnahm ich, dass man, wenn man länger als drei Wochen unter Husten litt, zum Arzt gehen sollte. »Nur noch eine Woche«, versprach ich meinem verschwommenen Spiegelbild im Bad, »dann mache ich dem Husten mit Antibiotika den Garaus.« Damals wusste ich noch nicht, dass die Uhr schon in dem Moment tickte.

Bevor ich meinen Morgenmantel anzog, trat ich auf die Badezimmerwaage und stutzte entsetzt, als ich die Zahl auf der Digitalanzeige sah. Drei Kilo mehr. Ich hatte in weniger als einer Woche sechs Pfund zugenommen? Wie war das möglich? Ich konnte praktisch spüren, wie sich über meinem Kopf eine düstere Wolke bildete, während ich ins Schlafzimmer ging, um mich anzuziehen. Zugegeben, seit Tom nicht mehr da war, hatte ich nicht mehr so oft gekocht wie früher, und ja, das Take-away-Essen war zu einer festen Gewohnheit geworden, aber das erklärte doch nicht eine solche Gewichtszunahme, oder?

Wie auf Autopilot schob ich zwei Scheiben Brot in den Toaster, dann überlegte ich es mir anders und nahm mir stattdessen etwas Obst und einen Joghurt aus dem Kühlschrank. Nicht, dass ich in den letzten beiden Wochen viel Appetit gehabt hätte – das machte die Extrapfunde umso ärgerlicher.

Der Blick auf die Uhr erinnerte mich daran, dass ich in Gang kommen musste. Ich packte meine Sachen zusammen und spähte durch den feinen Nieselregen auf die Straße hinunter. Weil ich es am Tag zuvor nicht geschafft hatte, einen Parkplatz in der Nähe meines Hauses zu ergattern, stand mein Wagen mehrere hundert Meter weit weg. Die Umhängetasche auf meiner Schulter kam mir so schwer vor, als sei sie mit Goldbarren gefüllt. Ich musste zweimal stehen bleiben, einmal, um die Tasche zurechtzurücken, das zweite Mal beunruhigenderweise, weil ich völlig aus der Puste war. Als ich meinen Wagen schließlich erreicht hatte, war ich gezwungen, mir einzugestehen, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Jeder Atemzug fühlte sich an, als würde ich langsam ertrinken.

Ich rief mit zitternden Fingern zuerst die Schulleiterin der Green Hills Primary School an, dann meine Hausarztpraxis. Ich hatte Glück. Gerade hatte ein anderer Patient seinen Termin abgesagt, und falls ich innerhalb von zehn Minuten da sein konnte, würde die Ärztin mich gleich drannehmen. *Vielleicht schaffe ich es danach noch zur Arbeit*, dachte ich, als ich mir einen Weg durch den frühmorgendlichen Verkehr bahnte.

Die Ärztin war neu, Polin und überaus gewissenhaft. Ihr Akzent machte es mir schwer, sie zu verstehen, aber ihr Gesichtsausdruck, als ich in die Praxis schlurfte – wie jemand, der fünfzig Jahre älter war, als der Computer ihr verriet –, sprach Bände. Nach der Untersuchung erklärte sie mir alles langsam und deutlich, und doch begriff ich nicht, was sie mir sagen wollte.

»Ich möchte, dass Sie ins Krankenhaus gehen.«

»Sie meinen, Sie überweisen mich an einen Facharzt?«, fragte ich und wunderte mich, warum sie den Kopf schüttelte.

»Nein. Ich meine, noch heute. Sofort. Haben Sie jemanden dabei, im Wartezimmer? Jemanden, der Sie fahren kann?«

Angesichts des Engegefühls in meiner Brust war ich überrascht, dass die Angst darin noch Platz fand, aber irgendwie hatte sie es geschafft, hineinzukriechen wie eine entschlossene Schlange.

»Nein. Ich ... ich bin allein hier. Kann ich nicht einfach selbst ins Krankenhaus fahren?«

Sie schüttelte den Kopf und griff bereits nach dem Telefon auf ihrem Schreibtisch. »Ich fürchte, das wäre nicht ratsam, Miss Kendall – äh ... Molly. Ich halte es für das Beste, Ihnen einen Krankenwagen zu rufen.«

*Lungenentzündung. Wahrscheinlich ist es eine Lungenentzündung.* Die Worte der Ärztin spulten sich auf der Fahrt zum Krankenhaus wie ein stummes Mantra wieder und wieder in meinem Kopf ab. Eine Lungenentzündung war schlimm, keine Frage, aber ich war jung und gesund. Mithilfe von Antibiotika und Bettruhe sollte ich mich rasch davon erholen.

Man schleuste mich im Nullkommanichts durch die Triage, und ich war naiv genug, das für ein gutes Zeichen zu halten. Erst als der Notarzt mir erklärte, dass ich auf die kardiologische Intensivstation kommen würde, wurde mir klar, dass ich mich in ernsthaften Schwierigkeiten befand. Meine Gedanken wirbelten durcheinander; es kam mir vor wie ein schrecklicher Albtraum, aus dem ich hoffentlich jeden Moment

erwachen würde. Stattdessen wurde es immer schlimmer. Ich begriff es selbst erst richtig, als ich meine Mutter anrief.

»Hey, Mum, ich bin's.«

»Molly?«, fragte sie ungläubig, nicht, weil sie Zweifel hatte, mit wem sie sprach – es gab niemanden sonst auf der Welt, der sie »Mum« nannte –, aber ich hätte eigentlich in diesem Moment eine Klasse quirliger Sechsjähriger unterrichten sollen.

Eine einzelne Träne lief mir über die Wange, als ich mich fragte, wann und ob ich das je wieder tun würde.

»Gerate bitte nicht in Panik, Mum, aber ich bin im Krankenhaus.«

Vor meinem inneren Auge hatte ich gesehen, wie die Farbe aus ihrem Gesicht wich und sie den Hörer so fest umklammerte, dass ihre Fingerknöchel sich weiß färbten.

»Warum? Was ist passiert?«

»Sie sagen ...« Ich hatte mehrmals krampfhaft geschluckt, als mir salzige Tränen in den Mund liefen. »Sie sagen, ich habe eine Herzschwäche.«

Zum letzten Mal räumte ich das Klassenzimmer auf. Ab morgen würde dieser Raum ganz dem Vertretungslehrer gehören, der für den Rest des Schuljahrs übernahm, und ich kam nicht umhin, einen Anflug von Neid auf ihn zu empfinden, weil er die Reise beenden würde, die ich vor sieben Monaten mit diesen Kindern angetreten hatte.

Als ich fertig war, richtete ich mich langsam auf und atmete ein letztes Mal die vertrauten Gerüche ein, um sie mir einzuprägen. Einer davon, der immer ganz hinten im Raum hing, würde mir allerdings nicht fehlen.

»Ich schätze, wir müssen uns fürs Erste verabschieden«, sagte ich feierlich zu Gerald, der Wüstenrennmaus. Das Klassenmaskottchen schaute kurz von seinem nicht enden wollenden Marathon im Laufrad auf. In Mäusejahren gerechnet, gehörte Gerald schon zu den Senioren, und ich hatte mir viel zu lange den Kopf darüber zerbrochen, wie schwer es die Klasse nehmen würde, wenn er nicht bis zum Jahresende überlebte. Die Ironie, die darin lag, dass ich mich eher um meine eigene Lebensdauer hätte sorgen sollen statt um Gerald, entging mir nicht.

»Vielleicht bist du ja noch da, wenn ich zurückkomme«, sagte ich und gab ihm zum Abschied ein Stück Möhre. »*Falls* ich zurückkomme«, fügte ich leise hinzu.

»Natürlich kommst du zurück.«